

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Kleinere Schriften

Altbayerische Miscellen

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1875

XIV. Wer war er? (Eine wahre Geschichte.) München, 20. April 1874

XIV.

Wer war er?

(Eine wahre Geschichte.)

München, 20. April 1874.

Was aufregende Ereignisse im irdischen Leben betrifft, so hat bekanntlich unser Goethe ein nachahmenswerthes Beispiel gegeben, da er in solchen Lagen ein Lied, ein Lustspiel oder ein Drama zu dichten pflegte, um sich „auszuschreiben“ und seine Aufregung durch literarisches Schaffen niederzuschlagen. Nach dem Vorgang des großen Meisters versucht es nun auch ein minder großer Schriftsteller, sich in diesen Blättern über einen räthselhaften Vorgang auszusprechen und so seine ohnedieß nicht tief erschütterte Seele wieder gänzlich ins Gleichgewicht zu bringen.

Es war am Freitag vor Palmsonntag, als ich, von einem kurzen Spaziergang zurückkehrend, in meinem Schreibzimmer eine Karte vorfand. Ein reisender Herr habe sie abgegeben und werde bald wieder kommen. Um mich auf den Besuch etwas vorzubereiten, begann ich sofort, die Karte zu studiren. Gewöhnliches Format und gewöhnliches Papier, doch war die Legende nicht darauf gedruckt, sondern geschrieben und lautete: Dr. Ed. Doetschmann, „N. Fr. Presse,“ Wien. — Ich hatte den Namen noch

nie gehört, aber er löste mir gleichwohl Vertrauen ein. Die Schrift war leicht und grazios. Eine Hand, die so schreibt, sagte ich, kann schon viel, vielleicht viel Gutes und Anmuthiges geschrieben haben! Je mehr ich sie betrachtete, desto deutlicher schien ein eigener Zug von Schlichtheit und Ehrlichkeit herauszutreten. Ich war mit dem Studium der Karte kaum zu Ende, als Herr Dr. Ed. Doetschmann eintrat, mich freundlichst begrüßte und sich mir gegenüber setzte, während ich meiner Freude, einen so hervorragenden Repräsentanten der Wiener Presse bei mir zu sehen, den angemessenen Ausdruck zu geben suchte.

Dr. Ed. Doetschmann ist von mittlerer Größe und bewegt sich zur Zeit noch in der schönern Hälfte des menschlichen Lebens, insofern er nämlich das Schwabenalter noch keineswegs erreicht zu haben scheint. Der Kampf für Licht, der so vielfach bei der Nachtlampe geführt wird, und das Ringen nach Freiheit, das gewöhnlich in geschlossenen Räumen vor sich geht, haben eine interessante Blässe über sein regelmäßiges Gesicht verbreitet, welches von lockigen braunen Haaren umspielt wird. Sonst ist er „ohne besondere Kennzeichen.“ Er spricht, obwohl in gemildelter Weise, den schwäbischen Dialekt, welchen ich, da mir Vater und Mutter Schwaben waren, auch für den meinigen ansehe, obgleich ich ihn nicht sprechen kann. Jedenfalls schien er mir ein halber Landsmann. Um seinen irdischen Leib schwebte eine dunkle Foppe, die zwar schon etwas angegriffen war, aber gleichwohl noch einen Gentleman decken konnte. Er hielt sie diesen und die nächsten Tage immer bis an den Hals geschlossen. Die

Weste, die er zu München tragen wollte, schien er in Wien gelassen zu haben. Auf die Schuhe habe ich damals nicht gesehen.

Wir geriethen nun bald in ein lebhaftes Gespräch, welches ungefähr folgendermaßen verlief:

„Also Dr. Doetschmann! — wahrscheinlich schwäbischer Abkunft?“

„Ganz richtig — mein Vater war Bürgermeister zu Hall.“

„Noch unbeweibt, Herr Doctor?“

„Allerdings, aber meine Schwester ist an einen reichen Bankier in Laibach verheirathet.“

„Gratulire! Und nun also in dem schönen Wien?“

„Freilich; in Wien beim Feuilleton der Neuen Freien Presse, zusammen mit Speidel, der mir die schönsten Grüße an Sie aufgetragen.“

„Danke verbindlichst!“

„Dr. Speidel spricht oft von Ihnen. Er erinnert sich noch gerne an „Die falsche Muttergottes,“ die Sie einmal in die Deutsche Zeitung gegeben. Der Artikel hat Furore gemacht.“

Die Wiedergabe dieser Aeußerung möchte einige Eitelkeit verrathen; mir war sie aber deshalb auffallend — und ich erwähne sie nur deswegen — weil mir Dr. Speidel seinerzeit über denselben Artikel dieselben Worte geschrieben hatte, so daß es den Anschein gewann, als hätten die beiden Redacteurs ihre Ideen darüber ausgetauscht.

„Bitte — Furore machen, das dürfte in Wien wohl schwierig sein. Ihre Feuilletons sind ja alle vortrefflich, wahre Meisterstücke!“

„Und doch steht gerade heut eines drinnen, das wäre mir nicht hineingekommen, wenn ich unten gewesen wäre.“

„Hab' es noch nicht gelesen. Und für das Feuilleton sind also zwei Redacteurs engagirt?“

„Entschuldigen — wir sind unser fünf, unter Andern auch Herr Hippolyt Wittmann — er gilt für unsere geistreichste Feder, hat aber auch jährlich zehntausend Gulden dafür. Er schreibt unter nn. Ich führe zum Unterschiede die Chiffre n—.“

„Die ich leider noch nicht bemerkt habe.“

„Sie lesen die Freie Presse wohl nicht alle Tage?“

„Freilich nicht! Bin aber jetzt sehr begierig, Ihnen dort zu begegnen. Also fünf Redacteurs für das Feuilleton!?“

„Sie staunen? — und doch sind wir im Ganzen zwei- undfünfzig! — davon zieht keiner unter viertausend Gulden! Mir gibt man jetzt siebentausend.“

„O Himmel! Hier kann man den besten Redacteur um siebenhundert Gulden haben! Und wie stehen Sie mit Herrn Spitzer? Er hat mir seine „Wiener Spaziergänge“ geschickt — ein lustiges Büchlein — ich habe schon viel gelacht dabei!“

„Wir sind die besten Freunde. Er wollte ja dießmal schon mit mir, und das nächstemal, zum deutschen Sängerkongress, bring' ich ihn ganz sicher mit.“

„Freue mich, ihn zu begrüßen! Aber sind Sie denn auch im Schwabenlande bekannt? Kennen Sie Berthold Auerbach?“

„O, Berthold Auerbach, David Strauß, Friedrich Bischof — ich kenne sie alle von Jugend auf!“

„Ei, sieh da! Da werden wir uns später wohl sehr gut unterhalten. Aber — nehmen Sie nicht übel — jetzt ist Kanzleizeit und ich habe noch zu thun. Kommen Sie Abends ins Museum — dort werden Sie mich treffen.“

„Ins Museum?“

„Ja, das ist jetzt unsere besuchteste Gesellschaft. Vor einigen Jahren schon dem Tode nahe, ist sie durch Hofbräuhausbier noch gerettet worden. Sie finden dort Maler und Dichter, Officiere und andere Würdenträger, können Zeitungen lesen, Billard und Karten spielen oder mit mir und Andern plaudern und gutes Märzenbier dazu trinken.“

„Gut, also im Museum! Aber noch ein kleines Anliegen, Herr Doctor! Ich bin nämlich schon vierzehn Tage hier, aber fast immer krank gewesen. Nun ist mir — ich weiß nicht — mein Wechsel bleibt so lange aus — dürfte ich nicht bitten — nur bis morgen oder übermorgen.“

„Wie viel wünschen Sie?“

„Ach, zwei, drei Thaler — ich erwarte stündlich meine Briefe.“

Ich langte in die kleine Sparkasse, welche in meinem Schreibtisch steht, und nahm anfangs drei Thaler heraus. Ach, dachte ich, ein Redacteur der Freien Presse verdient doch wohl noch eine kleine Vertrauenszulage, und so fügte ich den vierten Thaler zu den übrigen. Herr Doetfchmann nahm das Darlehen dankend an und steckte es in seine Toppentasche. Hierauf schüttelten wir uns zum Abschied die Hände, wiederholten, daß wir uns Abends im Museum wieder treffen würden, und trennten uns.

Um acht Uhr war ich auf dem Plage und hatte auf meinen Fremden nicht lange zu warten. Dieser schien ganz guter Dinge zu sein und bald auch ziemliches Gefallen an der Gesellschaft zu finden. Am gleichen Tische saß nämlich Herr Dr. Grandauer, der Regisseur der hiesigen Oper, und mit diesem verlor er sich bald in allerlei Discussionen über Theater und Musik. Da ich ihn so gut aufgehoben sah, so ging ich, als die erste Stunde herum war, wieder nach Hause, erlaubte mir aber, ihn vorher noch zum sonntäglichen Frühschoppen bei Neuner in der Herzogspitalgasse zu laden.

Andern Abends begegnete mir Dr. Grandauer und erzählte, er habe gestern mit dem Fremdling noch ein paar Stunden sehr angenehm verbracht, heute auch im Museum mit ihm zu Mittag gegessen und ihn nachher über die Menterstwaige zum Weinbauern in Giesing geführt. In diesem feinen Wirthshäuslein habe er sich besonders gut gefallen. Jedenfalls sei er ein hochgebildeter Mann, der über Wiener Literatur und Literaten, Theater, Schauspieler u. s. w. sehr gut Bescheid wisse. Auch scheine er sonst in den besten Verhältnissen zu leben. Er beziehe einen Gehalt von siebentausend Gulden und seine Schwester sei an einen Bankier in Laibach verheirathet. Seine Hauptaufgabe sei übrigens unser National-Museum. Da stecke er den ganzen Tag. Wie früher über das britische, so habe er jetzt über das bayerische eine Reihe von Feuilletons in die Freie Presse zu schreiben. Uebrigens sei er ganz entzückt von der Freundlichkeit, mit der ihn Professor Ruhn, der Conservator, aufgenommen.

Am Palmsonntag um zwölf Uhr begab ich mich, wie

verabredet, zum Frühschoppen bei Neuner in der Herzogspitalgasse. Man trinkt dort ein Seidel Tiroler, ißt etwa eine Brezel dazu, die man sich aber selbst mitbringen muß, und begibt sich dann um ein Uhr nach Hause und zu Tisch. Die kleine Gesellschaft, die sich seit Jahren hier zu sehen pflegt, ist etwas anders zusammengesetzt, als jene im Museum. Hier erscheinen fast regelmäßig Herr Professor Heinrich Merz, der Kupferstecher, Professor Konrad Knoll, der Bildhauer, Professor Rüdinger, der Anatom, Professor Johannes Ranke und überhaupt nur Männer, welche wir mit Stolz die unsrigen nennen. Der Fremdling schien es ganz angenehm zu finden, daß ich ihn auch mit diesen Herren zusammengebracht. Er erzählte ihnen, daß er noch ledig, daß aber seine Schwester an einen Bankier in Laibach verheirathet sei u. s. w. Auch zog er ein Telegramm heraus, das aber etwas vergilbt war und schon mehrere Wochen in der Tasche verweilt zu haben schien, um uns daraus mitzutheilen, daß er eben nach Wien zurückgerufen worden sei. Sein Stellvertreter werde von Redactionswegen nach Siebenbürgen, Serbien oder Calabrien reisen. So müsse er sich denn wieder auf seinen Posten begeben; doch habe es noch acht Tage Zeit.

„Aber heute sollten wir doch spazieren gehen!“ rief er endlich. „Das Wetter ist zu schön.“

„Ja, wohin?“

„Ich meine, zum Weinbauern. Das ist eine gemüthliche Kneipe — da muß jedem ehrlichen Schwaben das Herz aufgehen.“

Obgleich ich an Sonn- und Feiertagen seit vielen Jahren nicht mehr spazieren gehe, so ließ ich mir doch diesesmal den

Vorschlag, weil er von einem Redacteur der Freien Presse kam, nicht ungeru gefallen. Da der Fremdling im „Augsburger Hof“ zu wohnen behauptete, so ging sein Weg an meiner Behausung vorüber. Er versprach mich also bis vier Uhr abzuholen.

Ich war eben an der Thüre, als es schellte, öffnete selbst und stellte den reisenden Feuilletonisten, da ich noch Paletot und Hut zu nehmen hatte, einstweilen einigen Freunden vor, welche gerade bei unserer Marende saßen. Er sprach da sehr fließend und erzählte mit Behagen, daß er zwar noch ledig, daß aber seine Schwester mit einem Bankier in Laibach verheirathet sei.

Man freute sich eben über dieses Familienglück, als ich wieder eintrat, um den wandernden Redacteur mit mir zu nehmen.

„Nur ein paar Worte,“ flüsterte aber dieser, als wir auf dem Gange waren, „ein paar Worte — ich weiß nicht — mein Wechsel — nur bis morgen; er muß ja kommen.“

„Wie viel wünschen Sie?“ fragte ich, indem ich wieder in meine Schreibtube trat.

„Ach, zwei, drei Thaler — nur bis morgen.“

Ich griff in die kleine Sparkasse, welche in meinem Schreibtische steht, und nahm zwei Thaler heraus. Ich weiß wirklich nicht, warum ich diesmal keine Redactions-Zulage gewährte, sondern mich lieber an das Minus des Petitums hielt.

Bald kamen wir zum Weinbauern, wo uns eine gewählte, wenn auch kleine Gesellschaft erwartete, als zum Beispiel Dr. Hermann Schmid, der in Giesing wohnt

und eben einen Roman aus den Zeiten Karls VII., des bayerischen Kaisers, vollendet hat, Professor Gareis von Bern, jetzt in Ferien zu München, dessen Bruder u. s. w. Ich stellte meinen Fremdling vor, welcher sich in diese Gesellschaft ebenso gut zu finden wußte, wie in jede andere. Er erzählte sofort, daß er eine Schwester habe, welche in Laibach an einen Bankier verheirathet und daß er eben nach Hause berufen sei, weil sein Stellvertreter auf Reisen gehe.

Nachdem wir längere Zeit über Politik, Literatur und Kunst gesprochen, warf Dr. Doetschmann einen Blick auf den breiten Fenster Sims und sah dort ein Spiel Karten liegen. Bei dieser Ansicht brach er munter los:

„Aber da drüben liegen ja Karten, Tarok-Karten, wie ich sehe. Kennen Sie das Spiel? — Ach ja, lassen Sie uns eine Lanze brechen!“

Er gab die Karten aus und wir begannen also ein kleines, billiges Spiel. Das Glück war aber dem Gaste nicht günstig, so daß er, als wir aufhörten, fast einen Thaler verloren hatte.

Wir gingen wieder fröhlich heimwärts. Auf der Fährbrücke nahm mich jedoch der Fremdling rasch beiseite und flüsterte:

„Aber nun, nachdem ich einen Thaler im Spiel verloren, wird der andere kaum mehr reichen — morgen —“

„O, hier ist der Thaler wieder. Gott gebe, daß Ihre Bedrängnisse bald zu Ende gehen. Sie dauern mich!“

„Nu, morgen sind alle Nöthen überstanden.“

In der Stadt trennten wir uns, nachdem wir noch für den nächsten Tag ein Stelldichein bestimmt hatten.

Der nächste Tag erschien zwar auch, aber der Fremdling erschien nicht wieder. So verging der Dienstag, der Mittwoch, der Donnerstag. Da ich zufällig am Augsburger Hof vorbeikam, glaubte ich eintreten und fragen zu sollen, ob Dr. Doetschmann vielleicht krank geworden.

„Dr. Doetschmann?“ wiederholte der Portier — „ganz unbekannt!“

Während wir sprachen, kam auch der Oberkellner des Weges: „Dr. Doetschmann? Bei uns nicht eingekehrt.“

„Gewiß nicht?“

„Nein, wahrhaftig!“

Ich ging nach Hause und schrieb an Dr. Speidel. Das Schicksal unseres gemeinschaftlichen Freundes machte mich unruhig. Ich fragte, ob er vielleicht schon in Wien angekommen, habe aber bis zum heutigen Tage noch keine Antwort erhalten.

Auch der Freitag, der Charfreitag, kam heran. Das Wetter war schön und warm, die Straßen wimmelten von andächtigem Volke, das die heiligen Gräber schauen ging. Da Alles feierte, mochte ich auch nicht arbeiten. Ich schlenderte allein über die Fiar hinaus zum Weinbauern. Dort traf ich im Garten unversehens eine kleine, bekannte Gesellschaft. Während ich sie begrüßte, kam aber aus dem Hause der Fremdling auf mich zu und rief mir heiter entgegen:

„Dacht' ich's doch, bei dem schönen Wetter würde ich Sie hier treffen. Freut mich herzlich, daß mich meine Ahnung nicht getäuscht.“

(Hier beschlich mich aber doch auch die Ahnung, daß Herr Dr. Doetschmann schwerlich daher gegangen sei, um mich zu treffen.)

„Aber wo stecken Sie denn seit Sonntag?“

„Ei, das verfluchte Münchner Klima! Krank bin ich wieder gelegen.“

„Ja, wo denn?“

„Nu, wo denn sonst als im Augsburger Hof?“

„Da bin ich vorgestern gewesen; man kennt Sie nicht.“

Bei diesen Worten stieg aber eine eigenthümliche Röthe auf dem blassen Antlitz des Fremdlings auf.

„Man kennt mich nicht?“ wiederholte er verlegen. „Ach, der Portier ist ein C—.“

„Ich habe auch mit dem Oberkellner gesprochen.“

„Der ist ein D—.“

Als die Gesellschaft aufbrach, kam Dr. Hermann Schmid daher. Ihm zuliebe blieb ich noch ein halbes Stündchen sitzen. Nachgerade war es sieben Uhr geworden und ich trachtete nach Hause zum Abendessen.

„Gehen wir, Herr Doctor!“ sagte ich um diese Zeit. „Ich muß heim!“

„Ach, lassen Sie mich noch ein Glas trinken. Mit Hermann Schmid ist gar gut plaudern. Wir sehen uns später im Museum. Bis neun Uhr längstens bin ich dort.“

So wandelte ich allein meiner Wege, kam glücklich nach Hause, blieb dort einige Zeit und ging gegen neun Uhr ins Museum.

Der Fremdling war nicht da. Ich wartete und wartete, allein er erschien nicht. Andern Tags ging ich wieder am Augsburger Hof vorbei und fragte neuerdings nach dem Wiener Herrn. Er mochte vielleicht die Zeit benützt haben, um wenigstens dem Portier seinen Namen mitzutheilen.

„Dr. Doetschmann noch nicht bekannt?“

„Nein!“ sagte der Portier. — Der Oberkellner war aber auch zur Stelle.

„Dr. Doetschmann aus Wien? Er hat eine Schwester, die an einen Bankier in Laibach verheirathet ist; das wird er Ihnen gewiß gesagt haben. Auch ist er mehrere Tage bei Ihnen krank gelegen. Kennen Sie ihn noch immer nicht?“

„Nein!“ sagte der Oberkellner mit einer Entschiedenheit, die sich fernere Nachfragen zu verbitten schien. „Der Herr Dr. Doetschmann,“ fügte er hinzu, „scheint nichts Anderes zu sein als ein Schw—“

„Halt!“ rief ich, „sprechen Sie das Wort nicht aus, ehe ich das Haus verlassen habe.“

Damit drehte ich mich und ging bedenklich heimwärts.

Die Chartwoche und die Ofterfeiertage waren dahingegangen — aber der Fremdling hatte sich nicht wieder gezeigt.

Es war am Mittwoch nach Ostern, als ich beim Abendtrunk im Museum saß. Bald gesellte sich Dr. Grandauer zu mir, den ich seit einigen Tagen nicht gesehen hatte.

„Ei,“ sagte er, „was macht denn Ihr Wiener Freund?“

„Ich weiß nicht — im Augsburger Hof ist er nicht zu finden.“

„Wohl schon abgereist?“

„Nein, gar nie dort gewesen!“

„Sonderbar!“ bemerkte Dr. Grandauer.

„Ei, der Herr aus Wien,“ sagte die schöne Pepi, die Dame du comptoir im Museum, welche unser Gespräch vernommen hatte — „der ist auch sein Beefsteak schuldig geblieben mit Kartoffelsalat und drei Glas Bier. Das ist ein Schw—“

„Halt!“ rief ich, „sprechen Sie das Wort nicht aus, ehe ich das Haus verlassen habe.“

„Ja, der,“ fuhr die schöne Pepi fort, „man brauchte ja nur seine Schuhe anzusehen. An dem einen hat er keinen Absatz und am andern hängen die Sohlen weg.“

Ich ward etwas beschämt durch diese scharfsinnige Beobachtung. Also bei den Wiener Redacturen muß man vorsichtshalber auch auf die Schuhe sehen! Das war mir neu!

„Aber,“ fragte Dr. Grandauer, „wenn der geistreiche Feuilletonist sein Beefsteak nicht bezahlen kann, wovon hat er denn hier gelebt?“

„Ich habe wohl auch ein Bißchen dazu beigetragen!“ antwortete ich erröthend. — „Sieben Thaler.“

Bei diesen Worten entstand aber ein allgemeines Gelächter, das mich nur noch mehr verblüffte. Und nun ließ jeder der Tischgenossen die Zügel schießen. — Jeder erzählte, was er von dem interessanten Gaste, der im Museum auch mehreremale zu Mittag gegessen, einzeln gehört hatte, was ihm in seiner Erscheinung und seinen Reden aufgefallen war. Mir ward die schwere Aufgabe, den Aufwefenden gegen allerlei Verdächtigungen in Schutz zu nehmen.

„Schon die Zoppe war bedenklich!“ sagte Dr. Grandauer.

„Ei, ein Feuilletonist, der sich aufs Volksleben wirft da kann die Zoppe doch nicht auffallen.“

„Auch hatte er keine Weste bei sich!“ sagte ein Anderer.

„Die hatte er wohl in Wien vergessen!“ entgegnete ich.

„Und nur geschriebene Visitenkarten — ein Wiener Redacteur!“

„Vielleicht waren ihm die gedruckten eben ausgegangen!“
erwiederte ich.

„Und die zweiundfünfzig Redacteurs!“

„Da waren vermuthlich die Seher miteingerechnet.“

„Und noch etwas!“ sagte Dr. Grandauer, „heute bin ich dem Professor Kuhn vom National-Museum begegnet. Er läßt Sie grüßen, aber ein Dr. Doetschmann sei ihm seit Menschengedenken nicht unter die Hand gekommen.“

„Das trifft ja nicht mich. Ich weiß ja nur von Ihnen, daß er den ganzen Tag im National-Museum steckte.“

„Und die zerrissenen Schuhe! Und der Augsburger Hof! Und die sieben Thaler! Geld kann man sich jetzt ja durch den Telegraphen bestellen, namentlich mit siebentausend Gulden Gehalt und einer reichen Schwester in Laibach.“

„Ja freilich!“ sagten Alle einstimmig und lachten rückwärtslos.

„Es wäre jetzt jedenfalls keine interessante Aufgabe,“ schloß Dr. Grandauer, „die Person des Dr. Doetschmann liquid zu stellen. Die ganze Geschichte ist ein kleiner Nadelstich für Sie, Herr Doctor, den Sie sich aber in Goethescher Weise vom Halse schreiben müssen. Die Wunde, welche „die Presse“ schlug, kann die Presse wieder heilen. Sie sollten über diese kleine Lebenserfahrung ein kleines, niedliches Feuilleton schreiben. Man wird zwar darüber lächeln, aber den ersten Stein kann doch nur Der auf Sie werfen, der von ehrlichen Deutschen noch nie betr —“

„Wahrhaftig,“ unterbrach ich, „das ist ein guter Rath. Auch geschieht Niemand weh dabei, denn mir tagt doch immer mehr, daß der Dr. Eduard Doetschmann eigentlich gar nicht existirt. Der Name ist sicherlich nur der now

de guerre eines reisenden Genius, das sich anderswo wieder anders nennt.¹ Mit dem Bruder wird sich wohl auch die Schwester, welche in Laibach an einen Bankier verheirathet ist, in nichts auflösen. Aus dem Ehrensold kann ich vielleicht die betruhten sieben Thaler wieder in meine kleine Sparkasse legen und der klugen Pepi auch ihr Beefsteak bezahlen. „All's well that ends well.“

So habe ich mich denn ausgeschrieben und stelle nur noch die Frage: Wer war er?

¹ Von Dr. Speidel erhielt ich später die briefliche Mittheilung, daß Dr. Eduard Doetschmann den sämmtlichen Redacturen der Neuen Freien Presse ganz unbekannt sei.